Georg Friedrich Meiers
der Weltweisheit öffentlichen Lehrers
zu Halle

Beurtheilung
der
Gottschedischen
Dichtkunst.

Drittes Stück.

Halle,
Verlegts Carl Hermann Hemmerde.
1748.

Der vierte Abschnitt.

Beurtheilung des vierten Capitels der Gottschedischen Dichtkunst.

§. 68.

Dieses vierte Capitel der Gottschedischen Dichtkunst handelt von den dreyen Gattungen der poetischen Nachahmung, und insonderheit von der Fabel. Man muß dasselbe als eins der vornehmsten und wichtigsten ansehen, weil der Herr Professor, das Wesen der Gedichte, in die Nachahmung der Natur setzt. Ob ich nun gleich in diesem Stücke anderer Meinung bin §. 50. und also nach meiner Einsicht sagen könnte, daß dieses Capitel deswegen tadelhaft sey, weil es das Wesen der Gedichte nicht hinlänglich genung vorstelt; so wollen wir doch ietzo voraussetzen,

das Wesen eines Gedichts bestehe in der Nachahmung der Natur. Unter dieser Bedingung werde ich also hier die Mängel und Fehler betrachten, die ich in diesem 4. Cap. anzutreffen glaube. Zumal da ich schon, in dem ersten Abschnitte meiner Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst, hinlänglich gezeigt habe, wie viele wesentliche Schönheiten eines Gedichts der Herr Professor ganz übergangen hat. Wenn also meine folgende Critic richtig seyn wird, so wird dieses Capitel, selbst nach den Grundsätzen des Herrn Professors, voller Fehler und Mängel seyn.

§. 69.

Dieses vierte Capitel enthält zweyerley 1) Eine Eintheilung der poetischen Nachahmungen § 1==7. 2) Eine Abhandlung von der Fabel § 7==30. Alle poetische Nachahmungen, und folglich auch alle Gedichte werden in drey Gattungen eingetheilt. a) Eine blosse Beschreibung oder sehr lebhafte Schilderey von einer natürlichen Sache §. 1. 2. b) Wenn der Poet selbst die Person eines andern spielt, oder einem, der sie spielen soll, die gehörige Rolle in die Hände gibt §. 3==6. c) Die Fabel §. 7. Diese Eintheilung will ich erst überhaupt, und alsdenn die Abhandlung einer ieden Gattung insbesondere, beurtheilen. Ueberhaupt scheint es mir, daß in dieser Eintheilung vier Fehler begangen worden.

§. 70.

§. 70.

Der erste Fehler besteht darin, daß diese Eintheilung nicht vollständig ist, und folglich nicht alle Arten der poetischen Nachahmungen unter sich begreift. Ein ieder, der die Vernunftlehre versteht, weiß, daß dieses ein Fehler bey den Eintheilungen der Begriffe sey, ich brauche also nur zu erweisen, daß dieser Fehler bey der Gottschedischen Eintheilung angetroffen werde. Aristoteles, als ein gründlicher philosophischer und systematischer Kopf, setzte drey Gründe der Eintheilung aller poetischen Nachahmungen feste. Man kan nemlich bey einer solchen Nachahmung sehen, 1) auf die Mittel, deren sich der Dichter bedient; 2) auf den Vorwurf der Nachahmung; 3) auf die Art der Ausführung einer solchen Nachahmung. In der ersten Absicht geschehen die Nachahmungen, nach dem ersten Capitel der Aristotelischen Dichtkunst, entweder, indem man die Zahl, die Rede und Music mit einander verbindet. In der andern Absicht stellen sie, nach dem zweyten Capitel der Aristotelischen Dichtkunst, die Vorwürffe entweder besser vor als sie sind, oder schlechter, oder so wie sie sind, ohne sie besser oder schlechter zu schildern. In der dritten Absicht ahmt ein Dichter, nach dem dritten Capitel der Aristotelischen Dichtkunst, die Natur nach, indem er entweder selbst immer redet, oder beständig andere redend und handelnd einführt, oder bald dieses bald ienes

in einem und eben demselben Gedichte thut. Ein mäßiger Kenner der Gedichte sieht mit leichter Mühe, daß diese Eintheilung gantz vollständig sey, und daß kein Gedicht erdacht werden könne, welches nicht unter dieser Eintheilung begriffen wäre, und das zwar ohne den Begriffen den allergeringsten Zwang anzuthun. Sobald man die Gottschedische Eintheilung mit der Aristotelischen vergleicht, muß einem die Unvollständigkeit derselben sogleich in die Augen leuchten. Denn 1) können die Mittel, deren sich ein Dichter bey seinen Nachahmungen bedient, nicht unter den drey Gliedern der Gottschedischen Eintheilung begriffen werden, weil sie weder eine Fabel, noch eine lebhafte Schilderey sind, noch ein Reden des Poeten in einem fremden Namen. Der Herr Professor kan diesen Fehler nicht enschuldigen, weil er selbst, in der Erklärung eines Dichters, so er Cap. 2. §. 5 gegeben, dieser Mittel Erwehnung thut, indem er sagt: **Ein Dichter sey ein geschickter Nachahmer aller natürlichen Dinge, durch eine wohlklingende Rede.** Es ist wahr, er hat von diesen Mitteln in seiner Dichtkunst an andern Orten gehandelt; allein es kan ihm nicht unbekant seyn, daß, in einem philosophischen Lehrbuche, die Eintheilungen alles unter sich begreiffen müssen, wenn sie gut seyn sollen. 2) Diejenigen Gedichte, welche den Vorwurf entweder besser oder schlechter vorstellen,

len, können auch nicht unter der Gottschedischen Eintheilung begriffen seyn, als welches der klare Augenschein lehrt. Er sagt zwar in dem ersten Absatze, daß ein Dichter, wenn er eine gute oder böse Sache schildere, die Sache nicht zu hoch treiben müsse; allein wer kan daraus verstehen, ob es ihm erlaubt sey, der Sache besser oder schlechter oder gantz ähnlich zu schildern? 3) Die Gedichte, in welchen der Dichter bloß in seinem eignen Namen redet, oder zugleich andre redend einführt, sind auch nicht in der Gottschedischen Eintheilung begriffen. Ja es gibt gantze Gedichte, die in ihrer Grundlage, zu keiner von den drey Nachahmungen, ohne Zwang können gerechnet werden; z. E. wenn ein geschickter Dichter iemanden zu seinem Geburtstage Glück wünscht. Dieses ist keine Fabel, hier spielt der Dichter nicht die Person eines andern, und das gantze Gedicht ist auch keine blosse lebhafte Schilderey. Ueberdies kan man nicht ohne Zwang viele andere Gedichte zu dieser Eintheilung rechnen, wie es der Herr Professor selbst so §. 4. gemacht hat, da er die Trauergedichte, die Canitz und Besser in ihren eigenen Namen gemacht haben, zu denen Nachahmungen rechnet, in welchen der Dichter die Person eines andern spielt; weil nemlich diese Dichter den Schmertz beschrieben, den sie zu anderer Zeit gehabt, und also gleichsam zwey Personen vorstellen. Dieses ist gewiß kein

natürlicher und ungezwungener Gedancke. Eine vollkommene gute Einrichtung muß sich von selbst ohne Zwang in ihre Glieder zertheilen.

§. 71.

Bey dieser Gelegenheit kan ich eine Anmerckung machen, die nicht nur wider den Herrn Professor Gottsched gerichtet ist, sondern auch wider die meisten dererienigen, die bey der Erklärung eines Gedichts den Aristoteles folgen, und das Wesen desselben in die Nachahmung setzen. Sie scheinen mir nemlich den Sinn des Aristoteles nicht getroffen zu haben, wenn sie z. E. alle Beschreibungen eines Gebäudes, einer Blume und dergleichen mehr, poetische Nachahmungen nennen. Ich glaube, daß Aristoteles dergleichen Nachahmungen nicht im Sinne gehabt, wenn er das Wesen der Dichtkunst in der Nachahmung setzt. Im Anfange des zweyten Capitels seiner Dichtkunst sagt er: Da alle dieienigen, welche nachahmen, Handlungen nachahmen, und es unmöglich ist, daß diese Handlungen weder böse noch gut sind u. s. w. Ich glaube demnach, daß, nach Aristoteles Meinung, das Wesen eines Gedichts nicht überhaupt in der Nachahmung einer Sache bestehe, sondern in der Nachahmung der Handlungen. Ich will hier nicht ausmachen, ob Aristoteles Recht oder Unrecht hat, ich untersuche nur seine Meinung, und vielleicht betrüge ich mich nicht, wenn ich sage, daß nach Aristoteles Meinung die Dichtkunst

die

die Tugend befördern müsse. Folglich muß ein iedes Gedicht Reizungen zur Tugend enthalten. Dieses kan nur geschehen, wenn man die guten Handlungen als gut und die bösen als böse vorstelt, folglich muß ein iedes Gedicht eine Handlung nachahmen. Damit nun ein Gedicht noch erbaulicher werde, als die Historie, so muß der Dichter eine Fabel machen, nach dem 9. Cap. der Aristotelischen Dichtkunst. Wenn diese meine Erklärung der Aristotelischen Meinung richtig ist, so sieht man, wie tief dieser Weltweise in die Natur eines Gedichts eingedrungen, und daß derienige den Namen eines Dichters nicht verdiene, welcher nichts weiter thut, als poetische Beschreibungen von Dingen macht, die in die Tugend keinen Einfluß haben können. Diese Beschreibungen können demohnerachtet gleichsam poetische Farben eines gantzen Gedichts seyn, aber sie müssen kein gantzes Gedichte ausmachen.

§. 72.

Der andere Fehler der Gottschedischen Eintheilung besteht meinem Bedüncken nach darin, daß sie ein überflüßiges Glied enthält. Alle Glieder der Eintheilung müssen unter dem Begriffe enthalten seyn, der eingetheilt wird. So bald man ein angenommenes Glied nicht unter den eingetheilten Begriff rechnen kan, so bald ist die Eintheilung fehlerhaft. Der Herr Professor Gottsched nimt die Fabel, als die

dritte Gattung der poetischen Nachahmungen, an §. 69. Allein, da die Fabel nur ein erdichtetes Beyspiel eines practischen Satzes ist, so ist sie ihrem Wesen nach keine Nachahmung, sondern ein Gegenstand der poetischen Nachahmung, denn ein Dichter ahmt entweder etwas nach, so ein Theil dieser, oder ein Theil einer andern Welt ist. Zu dem letzten gehört die Fabel. Folglich gehört die Nachahmung nur zur Ausführung der Fabel. Der Dichter muß in seinen Gedancken die Sachen, Personen, Dinge, Handlungen u. s. w. die den Inhalt der Fabel ausmachen, geschickt nachahmen. Aristoteles selbst hat daher die Fabel nicht als ein Glied in seine Eintheilung der Nachahmungen gesetzt. §. 70.

§. 73.

Zum dritten ist es ein Fehler, daß diese Eintheilung zu verwirret ist, indem nicht alle Glieder derselben auf einerley Grunde beruhen. Eine iedwede gute und genaue Eintheilung muß ein fundamentum divisionis haben. Der Begrif, welcher eingetheilt werden soll, muß in einer iedesmaligen Eintheilung auf einer gewissen Seite und in gewisser Absicht betrachtet werden. Der Herr Professor Gottsched hat dieses gar nicht beobachtet. Die Glieder der Eintheilung scheinen, gleichsam nur durch einen ohngefähren Zufall zusammen gerathen zu seyn. Denn die erste Gattung der poetischen Nachahmungen, die lebhaften Schil-

derey-

dereyen, bezieht sich auf den Vorwurf der Nachahmungen; die andere, wenn der Poet eine fremde Person spielt, bezieht sich auf die Art der Ausführung einer Nachahmung; und die dritte, die Fabel, auf keines von beyden. §. 70. Dieser Fehler muß nothwendig begangen werden, wenn eine Eintheilung nicht vollständig ist, folglich ist er bey der Gottschedischen Eintheilung um des ersten willen §. 70. unvermeidlich geworden.

§. 74.

Zum vierten sind die Glieder der Eintheilung einander nicht entgegengesetzt, wie doch bey einer iedweden guten Eintheilung geschehen muß. Denn 1) das zweyte, wenn der Poet die Person eines andern spielt, ist unter dem ersten, den poetischen Schildereyen, mit begriffen. Der Herr Professor sagt selbst in dem ersten Absatze: Ja er kan endlich auch geistliche Sachen, als da sind innerliche Bewegungen des Hertzens und die verborgensten Gedancken, beschreiben und abmalen. Nun aber sagt er in dem 3. Absatze, daß ein Poet, wenn er auf die andere Art nachahmt, die Gemüthsbewegungen eines andern beschreiben und nachahmen müsse. Folglich kan diese andere Nachahmung nicht, als eine besondere Gattung der poetischen Nachahmung, angesehen werden. Wolte man wider den klaren Augenschein behaupten, daß der Herr Professor, durch

durch die erste Gattung der poetischen Nachahmungen, nichts weiter verstehe, als die poetischen Beschreibungen im engsten Verstande, dergleichen die Beschreibung der Fama in der Aeneis ist; so wäre das noch ein grösserer Fehler, indem alsdenn ein besonderes Mittel die poetische Lebhaftigkeit zu erhalten, für eine Hauptgattung der Gedichte ausgegeben würde. 2) Die dritte Gattung, die Fabel, ist den beyden vorhergehenden auch nicht entgegengesetzt. Denn in einer Fabel muß der Dichter nicht nur ofte die Person eines andern spielen, sondern auch poetische Schilderey en anbringen. Man kan dieses nicht nur an der Aesopischen Fabel sehen, sondern auch vornemlich bey den dramatischen und epischen Fabeln. Folglich verdient, die Gottschedische Eintheilung der poetischen Nachahmungen, gar nicht den Namen einer guten Eintheilung.

§. 75.

Ich will nunmehr die Ausführung der Sachen selbst beurtheilen. Alles, was der Herr Professor von den poetischen Schilderey en in dem ersten Absatze sagt, besteht darin, 1) daß er eine Menge Gegenstände anführt, die ein Dichter malen kan: 2) daß er sagt, wenn ehe ein Dichter eine Sache auf der guten oder bösen Seite schildern müsse: 3) daß er die Wahrscheinlichkeit anpreißt, und befiehlt, man müsse die Sachen nicht zu hoch treiben.

Alles

Alles dieſes iſt gut, aber noch nicht hinlänglich, einen ausführlichen Unterricht von der Verfertigung einer poetiſchen Schilderey zu geben. Denn da muß man zeigen, 1) welche Gegenſtände eines poetiſchen Gemäldes werth ſind, und welche von einem Poeten nicht geſchildert werden dürfen. Ein dichter fält oft ins läppiſche und kriechende durch ſeine Beſchreibungen. 2) Die Ordnung, die man bey einer ſolchen Schilderey beobachten muß. 3) Wenn ehe es einem Dichter erlaubt ſey, eine Sache ſchöner oder häßlicher vorzuſtellen, als ſie würcklich in der Natur angetroffen wird. Denn beydes haben unverwerfliche Dichter gethan. 4) Die Einheit und Simplicität, die in einer Schilderey angetroffen werden muß. 5) Welche Beſtimmungen oder Praedicate der Sache inſonderheit ſich in eine Schilderey derſelben und zu der Verfertigung derſelben ſchicken. Wenn der Herr Profeſſor ſagt: Die lebhafte Schilderey von einer natürlichen Sache beſtehe darin, wenn man ſie, nach allen ihren Eigenſchaften, Schönheiten oder Fehlern, Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten ſeinen Leſern klar und deutlich vor die Augen malet, und gleichſam mit lebendigen Farben entwirft; ſo ſcheint hier ein kleines Verſehen begangen zu ſeyn, weil er es ſelbſt §. 2. als einen Fehler verwirft, wenn man in einer Schilderey alles, was man in der Sache antrift, anzubringen und vorzuſtellen ſucht. §. 6.

§. 76.

Der zweyte Absatz enthält eine sehr schöne Anmerckung. Der Hr. Professor sagt mit vollkommenen gutem Grunde, daß ein Dichter keine überflüßige Bilder anbringen müsse, und daß man bey einem nöthigen Abrisse nicht alle Kleinigkeiten ausdrücken müsse. Nur wäre zu wünschen, daß er genauer bestimt hätte, welche poetische Schildereyen in einem Gedichte als überflüßig und unnöthig anzusehen, denn in der Beurtheilung dessen, was überflüßig ist, pflegen die Dichter es sehr ofte zu versehen. Desgleichen hätte sollen überhaupt bestimt werden, welche Bestimmungen einer Sache für überflüßige Kleinigkeiten zu halten, die ein poetischer Maler also, aus der Schilderey derselben, weglassen müsse. Ofte ist etwas eine Kleinigkeit an sich betrachtet, ofte scheint ein Umstand unerheblich zu seyn, und trägt demohnerachtet ungemein vieles in einem poetischen Gemälde bey, die Sache zu characterisiren. Der Character eines Monarchen wird ofte besser durch eine kleine Handlung, die er vornimt, bestimt, als durch eine Eroberung der halben Welt. Wenn ein Maler ein Frauenzimmer abmalt, so muß er manchmal vornemlich ein Grübchen in dem Kinne recht treffen, wenn er ein ähnliches Bild entwerffen will.

§. 77.

Von §. 3 bis 6. wird von der andern Gattung

tung der Nachahmung gehandelt, wenn der Poet selbst die Person eines andern spielt, oder einem, der sie spielen solle, solche Worte und Geberden und Handlungen vorschreibt und an die Hand gibt, die sich in solchen und solchen Umständen für ihr schicken. Der Herr Professor verfält hier abermals gantz allein auf einen besondern Fall dieser Nachahmungen, ohne allgemeine Regeln zu geben, die sich auf alle hier vorkommende Fälle anwenden liessen, und folglich ist auch diese Ausführung überaus mangelhaft. Er redet nemlich bloß davon, wie man die Leidenschaften anderer nachahmen solle. Er erwehnt zwar §. 5. der Schilderungen der Characterе. Allein er sagt davon bey nahe nichts, und ich will dasselbe ietzo auch übergehen, weil er, in dem andern Theile seiner Dichtkunst, von der Verfertigung der Characterе handelt. Was nun aber insonderheit die Nachahmung der Leidenschaften anderer betrift, so wird davon nichts weiter gesagt, als, daß ein Dichter sie so genau nachahmen, und sich mit so natürlichen Redensarten ausdrucken müsse, als wenn er würcklich den Affect bey sich empfinde, daß er die innersten Schlupfwinckel des Hertzens müsse ausstudirt, und durch eine genaue Beobachtung der Natur den Unterscheid des gekünstelten von den ungezwungenen angemerckt haben. Das heißt

gar

gar zu allgemeine Regeln geben. Ein angehender Dichter möchte gerne wissen, wie er die Leidenschaften nachahmen müsse, und was in diesen Stücken natürlich und ungezwungen sey? Wer iemanden unterrichten will, wie er eine Leidenschaft nachahmen solle, der muß ihm die gantze Entstehungsart einer Leidenschaft überhaupt zeigen, und daraus Regeln herleiten. Wer die Psychologie versteht, der wird nicht einmal fodern, daß ich hier diese Regeln anführen solle, die der Herr Professor ausgelassen, denn ich müste sonst selbst eine Anweisung zu dem pathetischen in den Gedichten schreiben. Folgendes verdient noch angemerckt zu werden. Der Herr Professor sagt §. 3. **Man macht z. E. ein verliebtes, trauriges, lustiges Gedichte im Namen eines andern; ob man gleich selbst weder verliebt, noch traurig, noch lustig ist.** Dieses ist ohne Zweifel unmöglich. Wer eine Leidenschaft nicht selbst empfindet, der kan sie nicht nachahmen, und ein Dichter, der mitten im Dichten nicht erhitzt ist, der denckt ohnfehlbar frostig und matt. Ohne dieses hier weitläuftig zu beweisen, so soll Horatz mein Gewährsmann seyn. Dieser sagt:

Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi.

Ueberdies können in diesen Worten des Herrn Professors alle Miethpoeten eine Schutzschrift finden.

§. 78.

§. 78.

Nunmehr folgt in des Herrn Professors Dichtkunst die Abhandlung von der Fabel §. 69. die er am weitläuftigsten ausgeführt hat. Er hat von der Fabel dreyerley untersucht, 1) die Erklärung derselben §. 7==9. 2) die verschiedenen Arten der Fabel §. 10==19. 3) die Regeln, wie man eine Fabel erfinden soll. §. 20==30. In dem 7. Absatze scheinet mir der Herr Professor, eine Stelle des Aristoteles, nicht recht verstanden zu haben. Er führt aus dem 6 Buche der Poetick die Worte an: αρχη και οιον ψυχη μυθος und übersetzt sie so: **Die Fabel ist hauptsächlich dasienige, was der Ursprung und die Seele der gantzen Dichtkunst ist.** Allein das Wort αρχη heißt hier nicht der Ursprung, sondern das vornehmste und wichtigste. So haben dieses Wort der Pater Bossu, und Herr Dacier verstanden, und der gantze Zusammenhang im Aristoteles beweißt es auch. Hernach scheint es, als wenn der Herr Professor die Worte des Aristoteles so verstünde, als wenn sie auf alle Gedichte gezogen werden müsten, und also Aristoteles behauptet hätte, daß ohne Fabel ein Gedicht kein Gedicht seyn könne. Allein in dem 6. Cap. der Dichtkunst redet Aristoteles bloß von der Tragoedie, und behauptet, daß die Fabel in der Tragoedie das vornehmste und gleichsam die Seele derselben sey. Und gesetzt, Aristoteles verstünde seine Worte selbst von allen Ge-

dichten, so hat man nicht nöthig ihm in diesem Stücke zu folgen. Es gibt genug Gedichte im Horatz, die keine Fabel enthalten. Das kan man zwar behaupten, daß in allen Gedichten Erdichtungen (fictiones) enthalten seyn müssen; allein die Fabel ist nur eine besondere Art der poetischen Erdichtungen.

§. 79.

In dem 8. Absatze beurtheilt der Herr Professor die Erklärungen der Fabel, die Aristoteles und Bossu gegeben. Aristoteles sagt: Die Fabel sey die Zusammensetzung oder Verbindung der Sachen. Bossu versteht dadurch die Verbindung des wahren und falschen, und der Herr Professor wirft ihm mit Recht vor, daß er den Aristoteles nicht verstanden. Allein ich glaube, daß er selbst den Sinn des Aristoteles nicht erreicht, wenigstens hat er sich nicht deutlich genug erklärt. Er sagt: Die Sachen müssen auf das Zubehör der Fabel, als da sind, die Thiere, Menschen, Götter, Handlungen, Gespräche u. s. w. gedeutet werden. Diese Dinge müssen verknüpft und verbunden werden, so daß sie einen Zusammenhang bekommen, und alsdenn entsteht eine Fabel draus. Der Herr Professor hat alles dieses, der Wahrscheinlichkeit nach, aus der 17. Anmerckung des Herrn Dacier, über das 6 Cap. der Aristotelischen Dichtkunst, genommen. Ich

kan

kan zwar keinen vollkommenen Beweiß führen, daß Dacier den Sinn des Aristoteles nicht erreicht, denn Aristoteles hat sich sehr kurtz ausgedruckt; allein ich glaube, daß dieser tiefsinnige Weltweise in die wahre Natur und das Wesen der Erdichtungen eingedrungen, und folgendergestalt gedacht habe. Die Fabel muß eine Erdichtung seyn. Wenn wir fingiren, so bringt uns die Einbildungskraft viele vordem gehabte Empfindungen ins Gemüth. Diese Empfindungen theilen wir so, daß wir von einer ieden, die sich zu unserm Zwecke schickt, einen Theil nehmen. Diese Theile verbinden wir in ein gantzes, und das ist vielleicht die Aristotelische Verknüpfung der Sachen. Weil aber diese Verknüpfung allen Erdichtungen gemein ist; so kan man diesen Aristotelischen Begrif als keine accurate Erklärung der Fabel ansehen, und wenn der Herr Professor in dieser Absicht den Aristotelischen Begrif verwirft, so hat er vollkommen gründlich gedacht. Bossu erklärt die Fabel so: la fable est un discours inventé pour former les moeurs par des instructions déguisées sous les allégories d'une action. Der Herr Professor verwirft diese Erklärung um einer doppelten Ursach willen. Die andere, die er anführt, ist gegründet, allein die erste ist vollkommen unrichtig. Er sagt: Erstlich ist bekant, daß die Fabel nicht nur eine Rede (so übersetzt der Herr Professor discours) sondern auch

eine Schrift seyn kan. Wer nur das Frantzösche mittelmäßig versteht, der weiß, daß die Frantzosen auch Schriften, die niemals mündlich vorgetragen worden, discours nennen z. E. Leibnitzens discours de la conformité de la foi avec la raison, welcher vor seiner Theodicee steht, und ohne Zweifel niemals ist mündlich vorgetragen worden.

§. 80.

In dem 9. Absatze trägt der Herr Professor seine eigene Erklärung der Fabel vor, sie sey nemlich, eine Erzählung einer unter gewissen Umständen möglichen aber nicht würcklich vorgefallenen Begebenheit, darunter eine nützliche moralische Wahrheit verborgen liegt. Diese Erklärung hat alle nothwendigen Stücke einer guten Erklärung. Es gibt aber eine Vollkommenheit einer Erklärung, die nur ad bene esse gehört, nemlich sie muß so beschaffen seyn, daß man daraus alles, was von der Sache zu sagen ist, auf eine leichte und fruchtbare Art herleiten kan. Und da glaube ich, daß es dieser Ursache wegen besser sey, wenn man eine Fabel erklärt, durch ein im engern Verstande erdichtetes Beyspiel einer Sentenz. Eine Sentenz nenne ich einen allgemeinen practischen Satz, und im engern Verstande ist etwas erdichtet, wenn es in dieser Welt unmöglich ist, dergestalt, daß man diese Unmöglichkeit auch auf eine sinnliche Art erkennen kan. Ein abstracter metaphysischer

Kopf

Kopf kan von vielen Dingen erkennen, daß sie in dieser Welt unmöglich sind, von denen man eben dieses nach den Begriffen, die man in einem Gedichte voraus setzen kan, nicht sagen kan. Folglich schickt sich, nach des Herrn Professors Meinung, nicht eine iede Begebenheit aus einer andern Welt zu einer Fabel, wenn sie auch gleich eine moralische Wahrheit enthält. Eine iedwede Fabel muß wenigstens etwas enthalten, von dem auch ein unphilosophischer Kopf sehen kan, daß es nicht in dieser Welt möglich sey. Man kan dieses aus allen guten Fabeln beweisen. Die neuern Kunstrichter haben daher mit Grunde eine Fabel, von einer poetischen Erzählung unterschieden. Die letzte ist ebenfals in dieser Welt nicht möglich, allein das kan man nur höchstens aus der Metaphysick erkennen, und manchmal auch nicht einmal daher. Es scheint demnach, daß der Herr Professor durch seine Erklärung, die Fabeln nicht von den poetischen Erzählungen unterscheiden könne. Und also müste ich meinen vorigen Ausspruch widerrufen, da ich gesagt habe, daß es der Gottschedischen Erklärung an keinem nothwendigen Stücke einer guten Erklärung fehle.

§. 81.

Wir kommen nunmehr zu der Eintheilung der Fabeln, und ich will dieselbe erst nach meinen Begriffen vortragen. Die Fabeln sind

1. In Absicht auf ihre Wahrscheinlichkeit,
   a. Wahrscheinliche oder glaubliche,
   b. Unwahrscheinliche oder Unglaubliche.
2. In Absicht auf ihre Zusammensetzung.
   a. Einfache, die keinen Knoten haben, oder keine merckliche Veränderung der Glückseligkeit in eine Unglückseligkeit, oder umgekehrt
   b. zusammengesetzte, die einen Knoten haben.
3. In Absicht auf das Beyspiel, so sie enthalten, und das ist hergenommen
   a. von den Dingen, die etwas thun, diese sind
      α. vernünftige Wesen, das sind die vernünftigen Fabeln
      β. die für unvernünftig gehalten werden, das sind die gesitteten oder aesopischen Fabeln,
      γ. die vermischten, wenn vernünftige und unvernünftig Wesen handelnd eingeführt werden
   b. Von der Handlung oder den Sachen, die sind
      α. göttliche Dinge, das sind die theologischen Fabeln
      β. die Liebe, dahin die milesischen Fabeln und die Romane gehören
      γ. heroische Tugenden, das sind die heroischen Fabeln, die haben
         1 einen traurigen Ausgang, das sind die tragischen Fabeln
         2 einen freudigen, die tragicomischen

3. mittelmäßige und niedere Tugenden, zu den letzten gehören die Fabeln in den Schäfergedichten, und zu den ersten die bürgerlichen Fabeln

4. In Absicht auf die Art des Vortrages. Und da redet der Dichter
   a. beständig in seinem eigenen Namen, oder
   b. beständig in anderer Namen, dahin die dramatischen Fabeln gehören, oder
   c. manchmal in fremden Namen, mehrentheils aber in seinem eigenen Namen, und das sind die epischen Fabeln.

§. 82.

Der Herr Professor theilt die Fabeln folgender gestalt ein. Sie sind

1. Glaubliche, unglaubliche oder vermischte §. 10.
2. Epische und Dramatische §. 12.
3. Hohe und niedrige §. 13.
4. Vollständige und mangelhafte. §. 14.
5. Haupt- und Nebenfabeln §. 15.

§. 83.

Ich müste meinen Lesern gar zu wenig Verstand zutrauen, wenn ich es ihnen selbst nicht überlassen wolte, aus der Vergleichung der beyden vorhergehenden Absätze zu erkennen, wie viel man an der Gottschedischen Eintheilung der Fabeln ausetzen kan. Sie ist gar nicht ordentlich. Kein Schüler der Dicht-

Kunst kan von dem Herrn Professor lernen, zu welchen Gattungen der Fabel eine gewisse gegebene Fabel gehört, indem ihm die Gründe der Eintheilungen nicht angegeben werden. Die Divisionen, Codivisionen und Subdivisionen werden völlig unter einander gemenget. Es sind viele Hauptgattungen der Fabeln gänzlich ausgelassen worden. Und ob gleich der Herr Professor, in dem andern Theile seiner Dichtkunst, einige nachholt, so entschuldiget ihn das nicht gänzlich, indem er hier manche Fabeln angeführt, deren weitere Betrachtung in den zweyten Theil gehört, und auch daselbst vorkomt. Man thue hinzu, daß er hier einige gantz falsche und überflüßige Eintheilungen angeführt, wie ich bey §. 14. erweisen will, und also kan er sich auch damit nicht entschuldigen, daß er habe kurtz seyn wollen. Der Leser erwartet in diesem Capitel einen allgemeinen vollständigen Unterricht von allen Fabeln überhaupt, und den sucht er vergeblich. Die besondere Ausführung einiger Fabeln gehört freylich in den zweyten Theil der Dichtkunst, und ich mache dem Herrn Professor kein Verbrechen daraus, daß er hier nicht alle Arten der Fabeln ausführlich betrachtet, ich würde mir vielmehr die Freyheit nehmen ihn zu tadeln, wenn er in diesem Capitel alle Arten der Fabeln ausführlich hätte betrachten wollen. Daß er aber manche Arten der Fabeln gar nicht ausführlich abgehandelt hat,

das

das kan nicht entschuldiget werden. Die Aesopische Fabeln sind solche vortrefliche Arten der Fabeln, daß man sie zu den nützlichsten Gedichten rechnen kan. Sie sind gewiß nicht leichte zu machen. Daher ist es ein grosser Mangel in der Gottschedischen Dichtkunst, daß in derselben die Regeln, eine aesopische Fabel insbesondere zu machen, mit einem gäntzlichen Stillschweigen übergangen sind.

§. 84.

In dem 10. §. werden die Fabeln eingetheilt in unglaubliche, glaubliche, und vermischte. Jene sollen diejenigen seyn, **wo man unvernünftige Thiere oder leblose Dinge als Personen einführt**; die glaublichen, **wo lauter Menschen und andere vernünftige Wesen zu gleicher Zeit vorkommen.** Allein diese Eintheilung ist wider den angenommenen Gebrauch zu reden. Die Fabeln, in welchen lauter unvernünftige Wesen vorkommen, heissen fabulæ moratæ, und diejenigen, wo lauter vernünftige Wesen vorkommen, heissen rationabiles. Die gemischten werden, so viel mir wissend ist, von keinem bewährten Kunstrichter, den glaublichen und unglaublichen an die Seite gesetzt, sondern den vernünftigen und gesitteten. Man sehe das 6. Cap. des ersten Buchs aus des Pater Bossu Tractat vom epischen Gedichte. Wenn man also diese Gattungen der Fabeln richtig

erklären will, so muß man folgendergestalt die Begriffe aus einander setzen. Alle Fabeln müssen wahrscheinlich seyn. Diese Wahrscheinlichkeit beruhet auf einer Bedingung, von welcher man auch sinnlich erkennen kan, daß sie nicht in dieser Welt würcklich sey. Diese Bedingung ist, den Bedingungen der würcklichen Begebenheiten dieser Welt, entweder in einem höhern oder geringerm Grade ähnlich. Ist das erste, so sind sie glaublich; ist das letzte, so sind sie unglaublich, und es gibt also keine dritte Art, die man die vermischten nennen könnte. Es sind demnach diese beyden Arten der Fabeln nur, den Graden der Wahrscheinlichkeit nach, von einander unterschieden. Das Exempel, so der Herr Professor von den vermischten anführt, bestätiget meine Meinung. Es ist eben so unglaublich, daß ein Mensch mit einem Thiere oder einem leblosen Dinge rede, als daß zwey unvernünftige Wesen mit einander reden, wenigstens kan man den Unterschied der Unglaublichkeit nicht auf eine merckliche Art anführen. Der Grund also, den der Herr Professor §. 11. angibt, warum die unglaublichen Fabeln dennoch möglich seyn können, ist nicht bestimt genug. Er meint nemlich, weil uns eine unglaubliche Fabel ein Stück aus einer andern Welt vorstelle, so sey sie beydes möglich und unglaublich. Allein eine iede Fabel, und also auch die glaublichen, stellen uns Theile der möglichen Welten vor, wie solches der Herr Professor selbst

selbst §. 9. gesagt hat. Am Ende des 11. §. will er zeigen, wie ein Dichter die unglaublichen Fabeln wahrscheinlich mache, und er sagt, er dürfe sich nur auf eine andere Fabel berufen. Das ist gut, aber noch nicht zureichend, denn man kan wieder fragen, woher diese neue Fabel wahrscheinlich sey? Meiner Einsicht nach verhält sich diese Sache so. Wenn ein Dichter eine Fabel, die nicht im höchsten Grade wahrscheinlich ist, vorträgt, so thut ers aus Herablassung zu der Einfalt seiner Zuhörer, indem ein Dichter niemals unglaubliche Fabeln vorträgt, wenn er auf den vernünftigern Haufen seiner Zuhörer sieht. Je unglaublicher also eine Fabel ist, desto einfältigere Leser werden vorausgesetzt. Homer hat dieses beobachtet, indem er in der Odyssee die Pheacier eben deswegen als so treuhertzige und einfältige Tröpfe beschreibt, damit die im höchsten Grade unglaublichen Fabeln, die er den Ulisses erzählen läßt, wahrscheinlich werden möchten. Je einfältiger ein Mensch ist, desto weniger sieht er die Widersprüche, folglich werden die unglaublichen Fabeln wahrscheinlich, um der Einfalt derienigen willen, denen sie nur von Rechtswegen erzählt werden müssen.

§. 85.

In dem 12. §. werden die Fabeln eingetheilt in epische und dramatische. Die epischen scheinen nicht richtig genug erklärt zu seyn. Der Herr Professor sagt: sie würden bloß erzählt, und

und das ist dem klaren Augenschein zuwider. Homer und Virgil haben in der Ausführung ihrer Fabeln, sehr ofte Personen redend eingeführt, also ist eine epische Fabel eine solche, die dem grösten Theil nach bloß erzehlt wird.

§. 86.

In dem 14. §. werden die Fabeln in vollständige und mangelhafte eingetheilt, und von der letzten wird als ein Exempel, die Fabel des Demosthenes von dem Schatten des Esels, angeführt, die er mit Fleiß nicht gantz erzählt hat. Ich weiß nicht, was ich hier sagen soll. Wenn das eine richtige Eintheilung seyn soll, so kan ich auch die Oden in gantze und mangelhafte eintheilen, weil Hr. Haller seine Ode über die Ewigkeit nicht gantz ausgeführt So ofte also ein Dichter ein Gedicht anfängt, und die Arbeit nicht fortsetzt, so ofte erfindet er, wenn man dem Herrn Professor glauben will, eine neue Art der Gedichte. Ich weiß wohl, daß er den Pater Bossu zum Vorgänger hat, welcher die Fabeln auch so eingetheilt traité du poëme epique L. 1. Ch. 6. allein das heißt nur so viel, daß Bossu dem Herrn Professor ein Aergerniß gegeben. In dem 16. §. wird Milton getadelt, daß er zu viele Sachen in seinem Heldengedicht angebracht. Allein wenn ich willens wäre alle Exempel, die der Herr Professor in seiner Dichtkunst angebracht, zu beur-

beurtheilen, so getrauete ich mir den Milton zu vertheidigen. Denn nach Aristotelis Regeln, muß eine gantze Fabel einen Anfang haben. So wohl wie Homer recht gethan, daß er in dem ersten Buche der Ilias den Anfang des Zorns des Achilles beschrieben, so hat auch Milton den Anfang des verlohrnen Paradieses beschreiben müssen, und der war der Fall des Lucifers.

§. 87.

In dem 18 und 19 §. beweißt der Herr Professor sehr gründlich, daß eine iede Fabel eine moralische Absicht haben müsse. Allein er hätte dabey zwey sehr wichtige Stücke untersuchen müssen, so er er aber nicht gethan. 1) Wie die Sentenz, die Seele der Fabel beschaffen seyn müsse? Denn das wird ein ieder begreifen, daß nicht ein ieder moralischer Satz werth sey, daß man ihn in eine Fabel einkleide. Die vornehmsten Eigenschaften dieser Sentenz sind, daß sie ein wichtiger Satz sey, der zu der Glückseligkeit der Zuhörer, viel beyträgt, und aus dessen Uebertretung viel Unheil entsteht, an dessen Beobachtung also den Zuhörern sehr viel gelegen. Der Herr Professor braucht zwar das Wort wichtig beyläufig, wenn er von der moralischen Absicht der Fabel redet; allein es wäre nöthig gewesen, daß er die Wichtigkeit dieser Absicht genauer bestimt hätte; denn wir finden unter den

deut-

deutschen Fabeln viele, die eine so unerhebliche Kleinigkeit zur Absicht haben, daß man sie mit Recht zu den Mährlein rechnen muß, ob sie gleich noch so artig seyn solten. 2) Ob der Dichter die Sentenz der Fabel mit ausdrücklichen Worten beyfügen müsse? Es hat die Entscheidung dieser Frage, in die Vollkommenheit der Fabel, einen grossen Einfluß. Kein alter bewährter Fabeldicher hat dieses gethan, und ich werde hernach kürtzlich zeigen, daß es ein Fehler sey, wenn man die Lehre an die Fabel hängt.

§. 88.

Von §. 20 bis 27. zeigt der Herr Professor, wie man eine Fabel erfinden müsse. Er hat in diesen Absätzen nichts weiter gethan, als daß er das 7. Cap. des 1 Buchs aus des Pater Bossu Tractat von epischen Gedichten auf eine freye Art übersetzt, und ein ander Exempel gegeben. Das aber ist merckwürdig, daß er bey dieser Uebersetzung vergessen, was er oben gesagt. Am Ende des 21. Absatzes sagt er, wie Bossu: die Handlung, die darin steckt, hat die folgenden 4. Eingenschaften. 1) Ist sie allgemein, 2) nachgeahmt, 3) erdichtet, 4) allegorisch. Das vierte konnte Bossu nach seiner Erklärung der Fabel mit Recht sagen. Allein der Herr Professor hatte §. 8. gesagt, daß eine Allegorie nicht nothwendig eine Fabel sey, warum führt er also

hier

hier bey seinem Exempel, zur Anpreisung desselben an, daß es eine allegorische Handlung sey?

§. 89.

Hier wäre es nun unentbehrlich nöthig gewesen, daß der Herr Professor die Schönheiten der Fabel überhaupt, und insbesondere der aesopischen Fabeln angeführt hätte. Man unterrichte einen Dichter tausend mal, wie er die Grundlage einer Fabel machen soll, er wird doch nicht im Stande seyn, eine gute Fabel zu machen, wenn man ihm nicht mehrere Regeln vorschreibt. Damit man sehe, wie mangelhaft die Gottschedische Dichtkunst in diesem Stücke ist, so will ich die Regeln der Fabel nur gantz kurtz anführen. Weil eine Fabel ein Beyspiel einer Sentenz enthalten muß, so muß dasselbe 1) nicht gantz den Zuhörern unbekant seyn, sondern eine hinlängliche Klarheit besitzen. 2) Es muß nicht zu lebhaft seyn, damit die Aufmerksamkeit auf die Sentenz durch das starcke Licht derselben nicht gehindert werde. 3) Es muß nicht abgedroschen seyn, sondern neu. 4) Nicht kindisch, niederträchtig und schwülstig, 5) nicht zu gelehrt. 6) Es muß sich recht passen, das ist gantz unter der Sentenz allein enthalten seyn. Folglich muß ein ieder aus der Fabel die Sentenz leicht erkennen, und folglich muß man keine andere Sentenz daraus herleiten können. Daher ist es überflüßig, die Sentenz mit ausdrücklichen

Wor-

Worten anzuführen. 6) Es muß wunderbar seyn, weil man sonst die Aufmerckſamkeit nicht erhalten kan. 7) Es muß wahrscheinlich seyn, 8) beweisend und 9) rührend. Alle diese Regeln leiden verschiedne Einschrenckungen, wenn sie auf diese oder iene Art der Fabel insbesondere angewendet werden sollen.

§. 90.

In dem 28. §. komt ein kleiner Irrthum vor. Der Herr Professor sagt; **Es ist aber auch daraus abzunehmen, mit wie vielem Grunde Aristoteles von der Dichtkunst sagen können, daß sie weit philosophischer sey als die Historie, und viel angenehmer sey als die Philosophie.** Aristoteles sagt nirgends, daß die Dichtkunst angenehmer sey als die Philosophie. In dem 9. Buche seiner Dichtkunst sagt er nur, daß die Dichtkunst viel wichtiger und philosophischer sey als die Historie. Der Herr Professor vermengt Aristoteles und Horatzens Ausspruch mit einander. Der letzte gibt auch der Dichtkunst einen Vorzug vor der Weltweisheit, welches Aristoteles nicht gethan hat. In dem andern Briefe des ersten Buchs sagt er von dem epischen Dichter

Qui quid sit pulchrum, quid turpe, quid utile quid non
Plenius ac melius Chrysippo ac Crantore dicit.

Ueber-

Ueberdies sieht ein ieder, daß Horatz vielmehr hat sagen wollen, als daß die Dichtkunst angenehmer sey, als die Weltweisheit.

Der fünfte Abschnitt.

Beurtheilung des fünften Capitels der Gottschedischen Dichtkunst.

§. 91.

In diesem Capitel handelt der Herr Professor von dem Wunderbaren in der Poesie. Wir finden auch hier viele Mängel und Fehler, und ich werde darthun, daß 1) der Herr Professor die Absicht des Wunderbaren in der Poesie nicht gehörig angegeben. 2) Die Natur des Wunderbaren nicht gezeigt. 3) Die Regeln, dieses Wunderbare zu erlangen, nicht gelehrt, und 4) durch die vielen überflüßigen Untersuchungen weiter nichts ausgerichtet, als daß er viele besondere Exempel von dem Wunderbaren in der Poesie aus bewährten Dichtern gesamlet.

§. 92.

Die Verwunderung entsteht iederzeit bey uns, wenn wir etwas als neu auf eine anschauende Art erkennen. So oft wir etwas als ausserordentlich betrachten, so oft wir eine Vorstellung bekommen, die unsern gewöhnli-

chen Arten zu dencken zuwider ist, und so oft wir dieses anschauend erkennen, so ofte entsteht die Verwunderung. Neue Dinge können klein oder groß seyn. Folglich entsteht die Verwunderung so wohl über Kleinigkeiten, als über grosse Dinge, wenn sie neu sind. Grosse Dinge, wenn sie sonderlich als was böses angesehen werden, verursachen ein Erstaunen und Entsetzen. Ein Ding ist also wunderbar, in so fern es eine Verwunderung verursachen kan. Die Verwunderung reitzt unsere Neubegierde, und diese unsere Aufmercksamkeit, und diese macht die Vorstellungen sehr klar und lebhabt. Folglich ist die einzige Absicht des Wunderbaren, die Aufmercksamkeit und Lebhaftigkeit zu befördern. So ofte also ein Dichter nöthig hat, einen grossen Grad der Aufmercksamkeit seines Lesers oder Zuhörers zu erwecken, so ofte ist es nöthig das Wunderbare in den Gedancken zu erreichen. Wer also das Wunderbare in den Gedancken hervorbringen will, der muß

a) seinen Gegenstand als neu vorstellen, und dabey sind vornemlich folgende Regeln zu beobachten:

1. Man muß nicht schlechterdigs neue Sachen vortragen wollen, die gar nicht gedacht worden,
2. auch nicht solche, die den Zuhörern so sehr neu sind, daß man sie ihnen nicht bekant genug machen kan.

3. Keine Neuigkeiten vortragen, die der Erkenntniß unwerth sind, und nach welchen man keine Neubegierde erwecken kan
4. Auch nicht solche unerhörte Dinge, die man gar nicht wahrscheinlich machen kan
5. Desgleichen keine solche neue unbekante Dinge, die man nicht anders als durch weithergeholte Vergleichungen bekant machen kan.
6. Ein Dichter muß niemals lauter neues versprechen.
7. Er muß nicht solche Gegenstände erwählen, die in Absicht auf ihn gantz erschöpft sind, und bey denen er nichts neues dencken kan. Im Gegentheil muß er
8. manchmal zugeben, daß das, was er vorträgt, alt und längst bekant sey, daß es aber bey nahe gäntzlich in Vergessenheit gerathen.
9. Alten Dingen muß er ein neues Licht geben
10. Er muß beweisen, daß solche alte Dinge verdienen, in ein neues Licht gesetzt zu werden.
11. Von Dingen, die seine Zuhörer nicht für bewundernswürdig halten, muß er zeigen, daß sie dergleichen sind
12. Wenn die Theile bekant sind, so mache er daraus ein neues Gantze.
13. Ist das Gantze alt, so entdecke er in demselben Theile, die noch niemand angemercket, folglich zeige er

14. daß in dem Gegenstande vieles sey, so auf eine neue Art betrachtet werden könne.
15. Er erwehle Gegenstände, die von wenigen bisher schön gedacht worden, oder wenigstens zeige er, daß dieselben noch nicht erschöpft sind.
16. Er ahme niemanden blindlings nach, sondern, wenn er einen fruchtbaren Kopf und eine grosse Erkenntniß besitzt, so durchdencke er die Sache selbst, so wird es ihm nicht leicht an neuen Gedancken fehlen.

b) Muß er von der Neuigkeit eine anschauende Erkenntniß hervorbringen. Und hierauß fliessen wieder viele Regeln, die ich aber übergehe, wie ich denn nur überhaupt einen kurtzen Entwurf einer Abhandlung von Wunderbaren geliefert, damit ich nicht nur meine Leser von der Richtigkeit meiner folgenden Critick überzeugen könne, sondern auch einem elenden Einwurfe begegne, der einem mehrentheils gemacht wird, nemlich man solle es erst besser machen, ehe man iemanden tadele.

§. 93.

Der klare Augenschein zeigt, daß der Herr Professor die Natur des Wunderbaren gar nicht erklärt. Wie will man aber in einem philosophischen Lehrbuche von einer Sache gründlich handeln können, wenn man nicht eine richtige Erklärung derselben gibt? In dem

dem ersten Absatze hat der Herr Professor, die Absicht des Wunderbaren, nicht vollständig genug angeführt. Er sagt: daß die ältesten Dichter sich hätten angelegen seyn lassen, sich bey den einfältigen Haufen ein Ansehen zu erwerben und von ihm bewundert zu werden. Dieses ist wohl nicht iederzeit die Hauptabsicht eines vernünftigen Poeten, wenn er wunderbare Dinge vorträgt, indem er dadurch die Neubegierde nach den Sachen, die er vorträgt, vornemlich rege machen will. Einige Ausdrücke in eben diesem Absatze zeigen an, daß dieses dem Herrn Professor im Gemüthe geschwebt. Allein ich tadele vornemlich, daß er nicht bestimt hat, wenn ehe es überhaupt nothwendig ist, daß ein Dichter wunderbar dencke. Ein Dichter, der das Wunderbare gar zu ofte und merklich anbringt, der verfält endlich gar leicht ins abentheurliche. Desgleichen hätten die Grade des Wunderbaren sorgfältig unterschieden werden sollen. Wenn gesagt wird, daß man nur neue, seltsame und vortrefliche Sachen bewundere, so scheint dieses einen Irrthum zu enthalten, wenn dadurch behauptet werden soll, daß alle bewundernswürdige Sachen vortreflich seyn müssen. Wir bewundern ofte Kleinigkeiten und das zwar mit gutem Grunde, wie solches die tägliche Erfahrung lehrt, und die Praxis der Dichter bestätiget.

§. 94.

In dem zweyten Absatze meint der Herr Professor, daß in den menschlichen Fabeln, nur allein in dem Knoten und den unvermutheten Zufällen und grossen Entschliessungen der Personen das Wunderbare stecke; allein man kan sagen daß, wenn der Dichter geschickt ist, das Wunderbare in viel mehr Dingen angetroffen werde. So ofte ein Dichter keine abgedroschenen Altagsgedancken vorträgt, so ofte kan die Verwunderung entstehen, ob gleich nicht allezeit in einerley Grade. Diese beyden Absätze enthalten nun alles allgemeine, was der Herr Professor von dem Wunderbaren gesagt. Wie mangelhaft ist also nicht seine Dichtkunst in diesem Stücke, da er viele nöthige Regeln mit einem gäntzlichen Stillschweigen übergangen §. 92. Wer iemanden von dem Wunderbaren Unterricht ertheilen will, der muß ihm die Form desselben und die daraussliessenden Regeln vortragen. Der Herr Professor aber hat, in dem gantzen folgenden Theile dieses Capitels, von nichts als bewundernswürdigen Gegenständen, und einigen besondern Mitteln das Wunderbare zu erreichen gehandelt. Man wird dieses durchgehends an der Gottschedischen Dichtkunst gewahr werden, daß sie sich um das allgemeine der poetischen Regeln am wenigsten bekümmere.

§. 95.

§. 95.

Von §. 4 bis 13. handelt der Herr Professor ungemein weitläuftig, von der Anrufung der Musen. Diese Abhandlung ist gar zu speciell. Man kan ein vortrefliches Gedicht machen, ohne die Musen anzurufen, folglich verursacht diese Anrufung eine poetische Schönheit, die nur sehr selten nöthig ist. Könnte man also den Herrn Professor nicht fragen, warum er so vielewichtige Sachen, als z. E. die aesopische Fabel ist, kaum in dem Namen nach berührt, und sich doch bey dieser Sache, die man vergleichungsweise eine grosse Kleinigkeit nennen kan, so sehr ausgedehnt? Meiner Einsicht nach gehört, die Abhandlung von der Anrufung der Götter, nicht vornemlich unter den Begrif des Wunderbaren. Die Dichter haben bey dieser Anrufung nicht allezeit die Erweckung der Verwunderung zum Zwecke, wie z. E. aus der Ilias erweislich ist, da Homer die Musen anruft, als er die Völcker erzählt, woraus beyde Kriegesheere bestanden. Da kan man auf keine begreifliche Art zeigen, wie er die Bewunderung seiner selbst zur Absicht gehabt. Ich glaube, daß die vornehmsten Absichten dieser Anrufung der Götter von den Dichtern sind 1) die Wahrscheinlichkeit ihrer Erzehlungen zu befördern, und 2) den Gedichten ein Ansehen zu geben, weil sie dadurch als göttl. Eingebungen vorgestelt werden, doch schliesse ich das Wunderbare nicht aus, 3) die Andacht zu erwecken.

Die Religion enthält so etwas rührendes, welches durch nichts anders erhalten werden kan. Sie erfüllt das Gemüth mit so vielen stillen erhabenen und entzückenden Bewegungen, die wohl werth sind, von den Dichtern befördert zu werden. Ich begreiffe nicht, wie der Herr Professor beweisen will, daß die Anrufung der Musen einen so elenden Ursprung gehabt, als er §. 4. angibt, indem er sie aus der Dumheit des Pöbels herleitet, die sich die Poeten zu Nutze gemacht.

§. 96.

Der 5. Absatz würde seine völlige Richtigkeit haben, wenn die Anrufung der Musen nur die einzige Absicht hätte, das Wunderbare, welches zugleich hoch und erhaben ist, zu befördern. Allein die Gedancken z. E. in einem vortreflichen Schäfergedichte sind so schön, daß sich die Musen derselben nicht schämen dürfen. Nach dem Mythologischen System sind die Musen die Mütter aller freyen Künste, und also auch der gantzen Dichtkunst, folglich auch der Schäfergedichte. Warum solte man sie nach diesem System nicht um eine Sache anrufen können, die man ihnen zu dancken hat? Wir rufen den wahren GOtt auch um die kleinern Güter an, und also hat der Herr Professor nicht gründlich bewiesen, daß es nur erlaubt sey, die Musen in grossen epischen und erhabenen Gedichten anzurufen. Uberdies sind

die

die groſſen bewährten Dichter des Alterthums, die Schöpfer der Mythologie, oder wenigſtens, wenn ich ſo reden ſoll, die Mitſchöpfer. Man kan alſo in dieſer Abſicht alles billigen, weil ſie es gethan haben, und man kan das ohne Vorurtheil des Anſehens thun.

§. 97.

In dem 6. §. tadelt der Herr Profeſſor den Virgil ſehr ſcharf, daß er in ſeinen Eclogen oft die Muſen anruft. Dieſe Critick iſt ungegründet, wenn man mir den vorhergehenden Abſatz zugeſteht. Die Anrufung in der IV. Eclog.

Sicilides Muſæ paulo maiora canamus

kan man noch deswegen entſchuldigen, weil dieſe Ecloge in einer höhern Schreibart abgefaßt iſt, und alſo nach den eigenen Regeln des Herrn Profeſſors dieſer Anrufung werth iſt. Die Anrufung in der VIII. Eclog.

Vos, quæ reſponderit Alpheſibœus
Dicite Pierides

kan nach eben dieſen Regeln des Herrn Profeſſors vertheidiget werden, weil Virgil die Worte des Alpheſiboeus als ein Hiſtoricus erzählt, und alſo, um die Richtigkeit ſeiner Erzählung wahrſcheinlich zu machen, die Muſen bittet ihm zu Hülfe zu kommen. Der Herr Profeſſor ſagt §. 12. zur Entſchuldigung des Virgils bey einer andern Gelegenheit: es wä-

re denn, daß man sagen wolte, die Musen wüsten dieses nur als eine blosse historische Sache zu erzählen. Folglich kan dieser Grund auch hier, als in einem ähnlichen Falle, gelten. Die Stelle aus der Jubelode des Horatz

Phœbe silvarumque potens Diana,
Lucidum cœli decus, o colendi
Semper, & culti, date quæ precamur
tempore sacro

ist hier gantz zur Unzeit angeführt. Der Herr Professor will beweisen, daß Horatz besser als Virgil die Gottheiten um Beystand zum Dichten anzurufen wisse. Allein iederman sieht, daß Horatz hier die Götter nicht anruft, ihm beyzustehen im Dichten, sondern die Güter zu geben, warum er sie in den folgenden bitten will, und von einer solchen Anrufung der Götter ist ia hier gar nicht die Rede.

§. 98.

In dem 8. §. heißt es: Schreibt man aber ein kurtzes Gedicht oder sonst eine Kleinigkeit, in der gemeinen Sprache des Pöbels, die nichts edles, nichts ungemeines, nichts feuriges hat: so wäre es abermal lächerlich zu sagen, daß er solches mit Hülfe der Musen verfertiget hätte; welche sich gewiß von ihren Zügeln

geln so tief nicht herunter zu lassen pflegen. Wenn ein Gedicht so schlecht ist, daß sich die Musen desselben schämen, so heißt das, um ohne Metapher zu reden, so viel, als es ist elendes Zeug und gar kein Gedicht. Folglich ist diese Anmerckung des Herrn Professors gantz unnütz, denn er will in dieser gantzen Abhandlung bestimmen, in welchen guten und schönen Gedichten man die Musen nicht anrufen dürfe. Versteht er aber durch die poetischen Kleinigkeiten die Gedichte, die in der niedrigen poetischen Schreibart abgefaßt sind, so redet er von denselben zu verächtlich, wenn er sagt, die Musen erniedrigten sich nicht bis zu denselben. Alle gute Gedichte sind den Musen anständig; Gedichte, die den Musen unanständig sind, sind gar keine Gedichte.

§. 99.

In dem 12. §. tadelt der Herr Professor abermals den Virgil zur Unzeit. Denienigen Fehler aber, sagt er, kan ich nicht entschuldigen, wenn Virgil im IV. Buche seines Gedichts von Feldbaue schreibt:

Quis Deus hanc, Musæ, quis nobis extudit artem;
Unde nova ingressus hominum experientia cœpit?

Was bekümmern sich die Musen um die Bienenzucht? Und wie konnte sich der Poet einbilden, die Göttinnen der freyen Kün-

Künſte, würden die Kunſtgriffe des Feldlebens herzuzählen wiſſen? Ueber dieſe Critick muß ich mich nicht wenig wundern. Der klare Augenſchein zeigt, daß Virgil die Muſen nicht bitte, ihm die Bienenzucht und die Kunſtgriffe des Feldbaues zu erzählen, ſondern er bittet ſie um eine hiſtoriſche Nachricht. Er will erzählen, wer die Bienenzucht erfunden, und darauf erzählt er weitläuftig die Hiſtorie vom Ariſtäus. So wie der Herr Profeſſor §. 10. 9. den Homer und Virgil der Anrufung der Muſen wegen gelobt, ſo hätte er es auch hier thun müſſen. Ferner ſagt er: **Noch vielweniger aber kan folgendes aus der III. Ecloge gelten**

Pierides, vitulam lectori paſcite veſtro,

denn wie kan mans immermehr den Muſen zumuthen, den Helicon zu verlaſſen, und Viehhirtinnen zu werden? Hätte der Herr Profeſſor den kurtz vorhergehenden Vers angeſehen.

Pollio amat noſtram, quamvis ſit ruſtica, muſam,

ſo würde er geſehen haben, daß Virgil dem Pollio, weil er ſeine Hirtenlieder hochgeſchätzt, eine Vergeltung von den Muſen wünſcht, aber eine Vergeltung die ſich in den Mund eines Hirten ſchickt. Virgil macht alſo die Muſen nicht zu Viehhirtinnen,

wenn er in der verblümten Schreibart sagt: ihr Musen, gebt euren Liebhaber eine junge Kuh, und laßt dieselbe ihm zum Geschencke auf die Weide gehen. Höchstens könnte man nur sagen, daß Virgil keine vollkommen gute Metapher erwehlt, indem er das Weiden den Musen als eine Verrichtung aufträgt. Man solte sich hüten grossen Männern keine Fehler vorzuwerfen, die sie nicht begangen, oder ihre kleinen Fehler nicht auf eine unanständige Art zu vergrössern. So wohl wie der Herr Professor §. 12. den Horatz entschuldiget, daß er Od. XIII. L. III. den Mercur anruft, weil dieses zwar der Form des Gedichts nach nicht angehe, aber wohl in Absicht auf den Inhalt; so kan man auch den Virgil in der III. Eclog. entschuldigen, daß er zu einer Prophezeyung die Musen um Beystand angerufen. Geht dieses gleich dem Inhalte nach nicht an, so geht dieses doch der Form wegen an. Folglich ist die Critick des 13. Absatzes ungegründet und zu scharf. Es scheint der Herr Professor richte seine Beurtheilungen nicht immer nach einerley allgemeinen Grundsätzen ein.

§. 100.

Von §. 14=21. handelt der Herr Professor von dem Wunderbaren, so von den Göttern und andern Geistern herrührt. Ich kan mich ietzo nicht in die Untersuchung einlassen, ob

alle

alle Ausſprüche des Herrn Profeſſors richtig ſind, denn dieſe Unterſuchung beruht auf der Frage, wie weit die poetiſche Wahrſcheinlichkeit gehe. Wer von derſelben abgemeßne Begriffe hat, der wird manches billigen, was der Herr Profeſſor getadelt, z. E. daß die heydniſchen Poeten die Macht GOttes auf manche unmögliche Dinge erſtreckt. Denn wenn dieſe unmöglichen Dinge nur ſo beſchaffen ſind, daß man ihre Unmöglichkeit nicht durch die untern Kräfte der Seele entdecken kan, und daß ſie nach den Grundſätzen der damaligen finſtern Zeiten nicht hat geſehen werden können, ſo wird dieſes Verfahren der heydniſchen Poeten mit Unrecht getadelt. Doch da ich dieſe und dergleichen Anmerckungen nicht beweiſen kan, denn ſie gehören zu dem folgenden Abſchnitte, ſo will ich dieſe Abhandlung des Herrn Profeſſors mit Stillſchweigen übergehen. Die meiſten Anmerckungen deſſelben ſind ohnedem vollkommen richtig.

§. 101.

Von §. 22=28. wird von dem Wunderbaren, ſo von den Menſchen und ihren Handlungen entſteht, gehandelt. Ich kan mich nicht enthalten, den ausſchweifenden Eifer zu tadeln, den der Herr Profeſſor §. 23. wider die Opern blicken läßt. Solche Puppenwercke, heißt es, werden auch von Kindern und Unverſtändigen als erſtaunenswür=

würdige Meisterstücke bewundert und in Werthe gehalten. Vernünftige Leute aber können sie ohne Eckel und Gelächter nicht erblicken, und würden lieber eine Dorfschencke voll besoffner Bauren in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünftige Haupt- und Staats-action solcher Opermarionetten spielen sehen. Gesetzt, die Opern wären keine gute Gedichte, so sind sie doch nicht die allerschlechtesten, und die durchlauchtigen Bewunderer und Liebhaber derselben verdienen mehr Respect, als mit dieser bittern Critick bestehen kan. Ein Kunstrichter verräth nicht nur seine Schwäche, wenn er falsch urtheilt, sondern auch wenn er unmäßig lobt oder tadelt.

§. 102.

Die übrigen wunderbaren Dinge, von denen der Herr Professor noch in diesem Capitel redet, haben ihre Richtigkeit. Nur will ich noch die Anmerckung machen, daß die meisten, von allen angeführten wunderbaren Dingen, von einem Dichter zu weit mehreren Absichten gebraucht werden können und müssen, als bloß das Wunderbare zu befördern, z. E. die Lebhaftigkeit das Hohe und erhabene u. s. w. zu erreichen. Obgleich der Herr Professor dieses nicht leugnet, so könnte doch ein Leser gar leicht auf die Gedancken gerathen, als wenn die unendliche Menge der Dinge, die in die-

dieſem Capitel angeführt werden, zu weiter nichts dienten, als das Wunderbare zu befördern. Ueberdies muß einem Leſer der Gottſchediſchen Dichtkunſt bey dieſem Capitel von ſelbſt in die Augen leuchten, daß der Herr Profeſſor nur ein Verrzeichniß vieler wunderbaren Dinge, nebſt einer Berurtheilung derſelben, geliefert, ein ſolches Verzeichniß aber kan kein philoſophiſcher Unterricht vom Wunderbaren in der Poeſie, genennt werden.

E N D E.

Druckfehler.

P. 87. Z. 22. nach dem Worte verbindet ließ oder nicht
= = 89. Z. 8. ſtat der, die
= = 90. Z. 2. ſtat Einrichtung, Eintheilung
= = 97. Z. 6. ſtat ihr ihn.